

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 231.

Dienstag, 3. Oktober.

1916.

Die Eierbachs-Mädels.

(8. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Grete rückte mit einem befremdeten Blick in das fernste Winkelfchen. Aber er betrachtete die Fahrt nun einmal als ein kleines reizendes Abenteuer und schaute ihr mit bewundernder Zudringlichkeit in das Gesicht.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich heute noch so hübsches erlebe. Eine Spazierfahrt mit einer so anziehenden jungen Dame! Was Sie für wundervolle Brauen haben, Fräulein Eierbach.“ Immer näher kam er ihr und suchte auch eine ihrer Hände zu fassen.

Sie richtete sich stolz auf und sagte entriistet:

„Herr Eschhofen, Sie vergreifen sich vollständig im Ton, den Sie gegen mich anschlagen. Wieso Sie sich zu dieser Vertraulichkeit berechtigt glauben, weiß ich nicht. Ich denke, wir machen einen Besuch in einem Atelier, eine reine Geschäftssache. Ich wäre natürlich nicht mit Ihnen gefahren, wenn ich geahnt hätte, daß Sie das so eigenartig auffassen.“

Es stand ihr gut, wenn ihre Wangen sich in der Erregung röteten, ihre grauen Augen dunkel wurden und sie den Kopf hoch auf dem Nacken trug. Wie eine streitbare Amazone sah sie aus, stolz und unnahbar.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein“, sagte er auch sofort beschämt. „Sie müssen es mir zugute halten, daß ich wirklich nicht so recht wußte, wie man sich mit einer jungen Malerin zu benehmen hat. Ich erwähnte ja schon, daß ich noch nie Gelegenheit gehabt habe, eine Künstlerin kennen zu lernen, und es heißt doch immer, daß in diesen Münchener Malerkreisen sehr freie Anschauungen herrschen. Man will doch auch nicht altmodisch oder rückständig wirken.“

„Allerdings eine merkwürdige Auffassung, wenn Sie glaubten, ich verlangte diese so wenig schmeichelhafte Galanterie“, gab Grete mit einem kurzen Lachen und zornig aufblühenden Augen zurück.

„Ich kann zu meiner Verteidigung nur noch sagen, daß mir die Intimität der jungen Herren mit Ihnen aufgefallen ist. Sie nennen Sie „Fräulein Grete“, mit dem Taufnamen! Das würde man bei uns nie gestatten.“

„Darin kann ich keine Steifheit sehen, Herr Eschhofen. Wir waren zwei Schwestern. Und das ist doch nur eine harmlose Vertraulichkeit, die wir hier in München ganz gebräuchlich finden, wenn man sich gut kennt. In Italien nennt man die Damen ja auch beim Taufnamen. Deswegen würde doch keiner meiner Kollegen es wagen, mich mit einer Zudringlichkeit zu beleidigen“, sagte sie in lebhafter Abwehr.

Sie war froh, daß der Wagen nun hielt und sie, ihrem Begleiter voran, die vier Treppen zu dem Atelier ihres Schwagers hinaufsteigen konnte. Eschhofen hatte nun sein Benehmen vollständig geändert und war so korrekt und ehrerbietig, als sie es nur fordern konnte. Um seinen Mißgriff gut zu machen, zeigte er sich gegen Galt sehr liebenswürdig und suchte auch nicht die Preise herabzudrücken, was er ohne Gretes Gegenwart sicher getan haben würde, da der junge Maler zu deutlich merken ließ, wie gern er ein Bild verkaufen wollte.

„Ich nehme die Landschaft, zu der Sie mir raten, Fräulein Eierbach“, sagte er mit höflicher Ergebenheit.

Sie deutete auf eine Feuernte an einem Gewittertag, die ihr sehr gut gefiel, und Eschhofen zog auch sofort die fünf Hundertmarkscheine aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

Mit einem bittenden Blick auf Grete sprach er die Hoffnung aus, sie vor seiner Abreise noch einmal zu sehen; er forderte es geradezu heraus, daß sie ihn zu den Eltern einlud, oder ihn zu dem Kegelabend, von dem er gehört hatte, beizog; aber sie hatte eine zu peinliche Erinnerung an sein Benehmen im Wagen und reichte ihm nur kühl und stolz die Hand.

Waldemar rief, begeistert von dem unerwarteten Geld, nach Trudel; er umarmte seine Schwägerin tanzte mit seiner Frau im Atelier herum:

„Seht nachmittag machen wir einen Ausflug! So ein Glück muß gefeiert werden. Soll ich einen Wagen bestellen?“

„Aber geh, Waldemar!“ zankte seine Frau entsetzt.

„Wozu denn? Wir können doch auch mit der Bahn fahren! Sei doch nicht so verschwenderisch.“

„Sör' Schah! Einen Philister machst du nie aus mir. Weißt du, ein Künstler muß auch mal ins Blaue hinein leben, sonst vertrocknet er! Also Bahn, meinestwegen; aber dann wird in Starnberg eine Maibowle getrunken!“

Trudel lachte; aber der ängstliche Zug wich nicht von ihrem Gesicht. „Dann muß halt die Großmama wieder zu den Kindern kommen, gelt, Grete!“

Als Grete, vergnügt vom lustigen Wandern in der kühlen, blühenden Mailandschaft am Abend zurückkehrte, fand sie einen Strauß wundervoller weißer Rosen vor mit einer Karte „In tiefster Verehrung Emil Eschhofen.“ — — —

In einem zartverschleierte Frühsummermorgen rief sich mancher Münchener, der zufällig in den ersten Tagesstunden ans Fenster trat, verwundert die Augen und wußte nicht mehr recht, ob er wache oder noch träume. Durch die nüchterne moderne Straße kamen so seltsame, märchenhafte Gestalten, als wäre eine längst versunkene Vergangenheit wieder wach geworden, als würden Szenen aus dem Dreißigjährigen Krieg lebendig; als wandelte da unten im hellen Tageslicht der alte Kriegstroß, der sich vor drei Jahrhunderten durch Deutschland hingewälzt hatte.

Und die Münchener schmunzelten beifällig und freuten sich, daß „ihre Künstler“ wieder ein Fest gaben, wie es eben nur in der bayerischen Hauptstadt zustande kam.

Man hatte in dem kalten Mai den Tag so lange verschoben müssen, daß es nun Juni geworden war. Dafür drang an diesem Morgen köstliche Sonne durch die leichten Wolken; und blau ward's: immer blauer.

Schon am Vormittag waren dichtbesetzte Bahnzüge weggefahren, die Scharen der nicht kostümierten Teilnehmer nach Großhefelohe brachten. Reihen von

frohen Menschen gingen durch die blumigen Wiesen zum Festplatz, der sich vom Wirtshaus bis zur Burg Schwaned erstreckte.

Gleich am Eingang empfing ein mächtiges Portal aus herrlichen Laubgewinden und riesigen Frühlingsblumen mit prächtigen Friesen und kolossalen Statuen die Gäste. Das einfache Wirtshäuschen war mittels Erker, gemaltem Fachwerk und Büchenscheiben zu einem alten Gebäude aus der Reformationszeit umgeschaffen worden, an dessen Giebel die Schilderei eines Turniers prangte.

Aber man drängte vorwärts bis zu der weiten Wiese vor der Burg Schwaned, die an einem wundervollen Platz von Schwanthaler erbaut worden ist und weithin die Gegend beherrscht. Der derzeitige Besitzer hatte sie den Künstlern zu ihrem Fest zur Verfügung gestellt, und hier entfaltete sich nun zuerst das lebenswarme, von Sonne und Licht überflutete Bild.

Kein Schauspiel scheint das mehr; kein Maskenscherz. So fabelhaft echt sind diese zerlumpten Bauern, diese Marodeure, diese gebräunten, verwilderten Gesichter.

Die Burg ist von Landsknechten und Reifigen besetzt und sie höhnen von der Mauer herunter auf die Bauern, und diesen zum Hohn baumelt plötzlich da oben an der Spitze ein Landmann. Das reizt nun die vom Bundschuh. Mit ihren erbeuteten Kanonen feuern sie auf die Burg. Von der Uferhalde kommt ein neuer Troß wilden Gesindels. Schon fliegt der rote Hahn auf das Dach; schon kracht das Tor unter einem heftigen Ansturm. Da sprengen die Ritter heran, allen voran der kaiserliche Vot, und befiehlt Frieden.

Immer farbenprächtiger wird das Treiben. Die Sonne glänzt auf den Rüstungen, den Helmen; schlanke Ritterfräulein reiten im Gefolge, mit dem Falken auf dem Handschuh; ein reicher Brunzwagen erscheint, besetzt mit schönen Frauen in reichen Gewändern, mit Minnesängern und Kindern. Unter dem Geschmetter der Fanfaren naht ein Herold im reichgeschmückten Wappenrock und spricht, hoch zu Ross, wohlklingende Verse mit weithin schallender Stimme.

Hinter dem Herold ritt Steinach in glänzender Rüstung; sein roter Bart leuchtete wie Gold in der Sonne. Er sah prächtig aus zu Pferde und Grete winkte ihm lächelnd zu; es lag ein Ausdruck warmer Bewunderung in ihren Augen. Sie fühlte so freudig mit ihm; sie begriff, daß er in diesem glänzenden Gepränge förmlich das Fest seiner eigenen Befreiung feierte und sie glaubte ein gutes Recht zu haben, seine glückliche Stimmung zu teilen, nachdem sie so lange die Vertraute seines Kammers gewesen war. In recht froher Erwartung war sie zu dem Fest gekommen und es klang und sang in ihr wie Frühlingsjubiläum und Frühlingssehnsucht.

Nachdem der Festakt vorüber war, zog man durch den von Sonne durchflimmerten Wald zurück zu dem ländlichen Gasthause und suchte so gut es eben ging, einen Platz zu erobern. Wer keinen an den Tischen und Bänken fand, lagerte sich auf dem Waldboden. Um die malerischen Schenken sammelten sich die Landsknechte; die Bauern hockten vor ihren Zelten; Marktentenderinnen schleppten Krüge herbei, es gab eine Fülle von lustigen Bildern, wohin man blickte, und über jungen hübschen Gestalten rauschten die Buchenkrone, rieselten die Sonnenlichter durch das goldige Grün.

Für Professor Vierbach war von dem Komitee ein bevorzugter Platz am Waldrand aufgehoben worden; man sah hier von der Anhöhe die Fier glänzen und konnte einen Blick auf die fernen, düstigen Berge werfen. Die gute Großmama war zu Hause geblieben, damit Trudel mit ihrem Waldemar den Tag genießen konnte; außer Falk sah noch Lüders, der Getreue, bei ihnen. Aber Grete hatte für Steinach einen Stuhl zu wahren gesucht. Er kam auch zu ihnen; begrüßte sie, doch seine Augen blieben zerstreut und er bat nicht um die Ehre, bei ihnen Platz nehmen zu dürfen. Eine

hübsche gefeierte Schauspielerin, die mit im Zuge geritten war, schien seine Aufmerksamkeit anzulocken. Grete sah ihn immerfort um das Ritterfräulein im grünen Samtgewand beschäftigt.

Sie fühlte sich so tief enttäuscht, daß sie das ohnehin sehr mangelhafte Mittagessen kaum zu genießen vermochte; sie mußte gerade alle ihre Willenskraft aufbieten, um die Tränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen steigen wollten. Er hatte ihre Freundschaft gebraucht und sie aufgesucht, so lange er eine geduldige Zuhörerin haben wollte für die Schilderung seiner Ehemisere. Nun war sie überflüssig für ihn geworden! Hier vor den Leuten kümmerte er sich nicht mehr um sie. Nun schien es seiner Eitelkeit mehr zu schmeicheln, der Dame vom Theater den Hof zu machen! O, sie begriff nun mit einem wilden, zornigen Schmerz, daß er in das neue Leben, das er beginnen wollte, auch nicht mehr die Erinnerung an die Vertraute der traurigen Zeit mitschleppen mochte. Neue Gesichter, ein neues Lied! Sie hatte ihre Rolle ausgespielt! Sie war abgetan!

So tief gekränkt war sie über Steinachs Vernachlässigung, so niedergedrückt in ihrer Stimmung, daß sie sich mit bitterer Empörung fragte: Warum wurde denn sie von keinem geliebt? Warum begehrte sie keiner zum Weib? War sie denn nicht auch schön genug, um zu gefallen? Immer sollte sie nur der selbstlose Kamerad sein, der allzeit bereit war, an den Angelegenheiten der jungen Maler Anteil zu nehmen, den sie beiseite schoben, wenn ein paar elegante Modedamen auftauchten. Sie hatte es satt, Kreuzer von der neuen Flamme schwärmen zu hören, die heute wieder sein Herz entzündete! Es ärgerte sie auch, daß Lüders sie so forschend anblickte, ihr ihre Enttäuschung vom Gesicht las! Immer nur diese Gnomengestalt, die ihr wie ihr Schatten folgte! War's denn nicht wie Ironie, daß sie mit ihrer Walfürenerscheinung nur von diesem kleinen Verwachsenen geliebt wurde?

Dabei mußte man sich zu einer heiteren Miene zwingen. Ein Klausner hielt eine wichtige Ansprache; ein prächtiger Winzerwagen kam vorüber; ringsum war so viel Lachen und übermüdete Lebensfreude; die gleichgültigen Menschen, die sie ansprachen, wiederholten alle dieselbe Frage. Ist das Fest nicht herrlich? So Schönes haben wir doch noch nicht erlebt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter des „großen Krieges“.

(Zum 300. Geburtstag von Andreas Gryphius, 2. Oktober.)

Von Dr. Paul Landau.

Als die deutsche Welt am 16. Juli 1914 des 250. Todestages von Andreas Gryphius gedachte, da wurde die historische Bedeutung dieses größten deutschen Dramatikers des 17. Jahrhunderts erörtert und hervorgehoben, daß unsere Zeit der leidenschaftlich schweren Barockform dieses Künstlers wieder mit empfänglicheren Sinnen gegenübersteht als frühere Zeiten, die ihn fast vergessen hatten. Heute, da die Feier seines 300. Geburtstages herangerückt ist, sehen wir uns plötzlich zu Gryphius in einer viel näheren, menschlich und persönlich betonten Beziehung. Der Weltkrieg, der Europa durchtobt, hat eine Flut des Leidens und Sterbens über die Menschheit ergossen, die an jene Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges gemahnt, und aus den Werken des schlesischen Poeten, aus der düster klagenden Melodie seiner Verse tönt uns nun ein verwandter Ton entgegen, die Klage über das Wüten der Kriegsfurie, der mitfühlende Jammer mit allem Glend. Wir dürfen Andreas Gryphius den eigentlichen Dichter jenes „großen Krieges“ nennen, dessen farbenreiches Gemälde gleichsam als einen ahnungsvollen Vorklang Ricarda Huch uns kurz vor Kriegsausbruch geschenkt hat. Die dumpfe Trauer und die tiefe Tragik, die auf dem deutschen Volke während des Dreißigjährigen Krieges und nachher lasteten, haben in seinen Dichtungen den stärksten, innerlich erlebtesten Ausdruck gefunden. Darum ist Gryphius der Dichter des Dreißigjährigen Krieges, und als solcher flößt er uns heute eine besondere Teilnahme ein. Wir fragen: wie hat sich damals ein starkes Talent künstlerisch abgefunden mit diesem

Erlebnis des Krieges, das sein Wesen und Schaffen im Innersten erschütterte? Und wir erfahren aus den Werken dieses Dichters den ungeheuren Unterschied, der zwischen dem Weltkrieg und dem Dreißigjährigen Krieg sich offenbart, er-messen an seinem Beispiel den gewaltigen Fortschritt, den die Geistesart des deutschen Volkes und seiner besten Söhne in 300 Jahren gemacht hat.

Grpphius hat, vor allem in seinen Gedichten, dem stum-men furchtbaren Dulden seiner Zeit eine erschütternde und vielfach hinreißende Sprache gellehen. Ein dunkles Klage-nied ist seine ganze Lyrik, ein ewiger Jammer um die Qualen der armen Erbsöhne, die in diesem trüben Dasein von Krieg, Tod und Pestilenz heimgesucht werden. Das Elend der Umwelt hat ihm die Fähigkeit zu jeder Freude ge-nommen. Sagt er doch selbst in seinem bekanntesten Gedicht, dem schönen Kirchenliede „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Asche werden“:

„Ist eine Lust, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzens Angst vergällt?“

Jene Schreckensbilder, von denen er sich in seiner Jugend und Jünglingszeit umgeben sah haben ihm die Vergänglichkeit alles Irdischen so lebendig vor die Seele gestellt, daß dieser Gedanke von der Eitelkeit alles Menschendaseins wie ein dunkler Orgelpunkt durch alles klingt, was er gedichtet:

„Ist find wir hoch und groß / und morgen schon vergraben:
Ist Blumen, morgen Roth, / wir sind ein Wind, ein Schaum,
Ein Nebel und ein Nach, / ein Reiff, ein Thau, ein Schatten.
Ist was uns morgen nichts / und was sind unser Taten?

Als ein mit herber Angst durchaus vermischter Traum.“
Sein Gedicht ist ohne Passionsblume, die auf dem Kirchhof aus Leichen und Moder erblüht. Sein Verhältnis zur Welt ist das des schauernden Abscheus. Tatenlos ringt er in seinem innerlichen Schmerz die Hände und flüchtet sich in die Bücherwelt eines vielwissenden Gelehrtentums, sehnt sich hinaus zu den Sternen, die er so wundervoll gefeiert, und findet Trost im Nachleben der Leiden des Herrn, in den Tröstungen der Religion. So ist seine Kriegsdichtung trotz ihrer wahren Inbrunst unendlich weit entfernt von der heuti-gen; sie malt nur die dunklen Schatten der Trauer, die auch wir empfinden, aber ihr fehlt jene Helligkeit des mutigen Streitens und Sterbens, die Begeisterung, die sich für Heimat und Heil opfert. Es ist schon viel, wenn der Sohn jenes internationalen Jahrhundert und jenes innerlich zerfleischten Deutschlands, seinem Vaterland „dichterische Tränen“ weicht und sein Schicksal im Sonett beklagt:

„Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret.
Der frechen Völker Schaar, die rasende Posaun,
Das vom Blut fette Schwerdt, die donnernde Carthann
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme stehn in Muth, die Kirch ist umgekehret.
Das Rathhaus liegt im Grauß, die Starcken sind zerhaun.
Die Jungfern sind geschändt, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.“

Die Jugend von Grpphius ist selbst ein recht bezeichnender Ausschnitt aus dem Leben, das dieser verhängnisvolle Krieg über Deutschland gebracht. Am 2. Oktober 1616 wurde er zu Groß-Glogau in Schlefien geboren, und seine Mitbürger be-abstichtigen jetzt eine besondere Ehrung des größten Sohnes der Stadt. Der 2. Oktober ist sein Geburtstag, und nicht, wie vielfach fälschlich angegeben, der 11. Sein Biograph Heinrich Palm hat überzeugend nachgewiesen, daß die Angabe des 11. auf einer falschen Lesung der römischen II. beruht. Den Vater erlor er früh, vielleicht durch das Gift eines falschen Freundes. Die Mutter starb, nachdem sie wieder ge-heiratet, im zwölften Jahre des Sohnes, und nun muß er die Willfür des Stiefvaters erdulden, von dem er sagt: „Wer hat der Güter Recht nicht diebisch mir entzogen / und meinen Geist gekränkt und mich mit List betrogen!“ Der ältere Bru-der, der ihm Trost und Hilfe gewesen, erliegt dem großen Sterben; auch eine Schwester verliert er; die Geliebte wird ihm von der Pest dahingerafft, und er erlebt den Untergang dreier Städte, in denen er seine Jugend verbracht, von Glogau, Fraustadt und Freistadt, durch riesige Feuersbrünste. So wird der frühreife Knabe zwischen den grausigen Ge-phenstern des schwarzen Todes, zwischen dem schwelenden Qualm gefrägiger Brände und zwischen den Greuelthaten einer entfesselten Soldateska zum Dichter, und im Festjahr 1633, in „martialischer Unruh“ entsteht seine erste Dichtung.

das lateinische Helbengedicht „Die Wut des Herodes! Die Tränen in Nabel“, das mit seiner Ausmalung blutiger Greuel und widerlicher Grausamkeit, mit seinem klagenden Pathos so recht ein Spiegelbild jener wüsten Zeit ist. Eine glücklichere Periode brach für den vielgeprüften Jüngling an, als er, der Reisebegleiter einiger reicher junger Herren, auf weiten Reisen sein bereits gewaltiges Wissen noch weiter ausbreiten konnte. Nach acht Wanderjahren fand er dann in der Heimat ein kurzes Eheglück und wirkte als Syndikus der Stände des Fürstentums Glogau segensreich für sein Vater-land, bis den noch nicht Achtundvierzigjährigen ein Schlag-anfall jäh aus dem Leben riß.

In den Jahren des Reisens, da Welterschauung und das Studium einer hochentwickelten Bühnenkunst in Holland seinem Gesichtskreis neue Nahrung gaben, sind die sechs wich-tigsten Dramen von Grpphius entstanden, darunter auch jene beiden Lustspiele, die seinen schwerfälligen, aber urwüchsigen Humor zeigen. Seine Lyrik aber begleitet ihn durch sein ganzes Leben; sie läßt uns den tiefsten Einblick in sein Wesen tun, denn sie ist Gelegenheitspoesie im Goethe'schen Sinne, so tief und wahr erlebt wie kaum eine andere Dichtung der Zeit; sie wird getragen von jener düstern Melancholie seines Wesens, die ihr etwas feierlich gehaltenes, pathetisch Predi-gendes verleiht und sie nur selten in der Ausmalung der „Greueln der Verwüstung“ ins Niedrig-Gräßliche herabsinken läßt. Die starke und leidenschaftliche Frömmigkeit des Dich-ters, dieser „geistliche Panzer“ gegen die Not des Lebens, verleiht seinen Oden über das Leiden Jesu Christi, seinen Sonn- und Feiertagsfonetten ihre noch heute ergreifende seelische Innerlichkeit. Der Schöpfer des Kirchenliedes „Jesu, meine Stärke“ ist ein großer religiöser Dichter, von dem ein fein-sinniger Beurteiler sagen konnte: „Künstlerischeren und zu-gleich überzeugenderen Ausdruck hat die theologische Dogmatik seit den Tagen Dantes wohl nicht gefunden als bei Grpphius.“

Den Lyriker Grpphius, diesen Bekenner von schwermüti-ger Schönheit und tiefsinniger Weltüberwindung, haben Mit- und Nachwelt lange über dem Dramatiker vergessen, der ja freilich von viel größerer geschichtlicher Bedeutung ist. Denn in einer Zeit, da es in Deutschland keine Bühne und kein Theaterpublikum gab, ist in ihm wieder die erste große dra-matische Begabung erschienen. So schmälert es nur wenig seine Originalität, daß er in Form und Inhalt seiner Stücke von den großen Holländern seiner Zeit, vor allem von Vondel, abhängig ist. Auch der wird den rechten Maßstab für den eigentümlichen Gehalt seiner Werke nicht finden, der ihm, wie es so oft geschehen, mit Shakespeare vergleicht. Wohl scheint vieles, wie die in stolzer Bilderflut hinstromenden Monologe seiner tragischen Helden, die spitzfindig-geistreichen Blänkeleien seiner Liebesspaare, vor allem die Nachahmung des Kupellspiels aus dem „Sommernachts Traum“ in seiner Komödie vom Herrn Peter Squenz, dazu aufzufordern. Aber tie die ganze Stimmung ist eine andere. Shakespeares Welt ist bei dem deutschen Barockdichter durch die herbe niederländische Brille gesehen. Alles erscheint vergrößert und verdüstert in der schweren Dämmerung des damaligen deutschen Tages. Wo bei Shakespeare Freiheit herrscht, ist bei Grpphius Zwang, hier schöne Harmonie, dort düstere Wildheit, statt reinen Lichtes blutige Schatten. Und gerade, wo dies gruselige Gespensterwesen zum wilden Anäuel sich ballt, wie in dem heute noch genießbarsten Trauerspiel des Dichters, in dem frisch in das Leben seiner Gegenwart hineingreifenden Drama „Cardenio und Celinde“, entfaltet sich am stärksten der großartige Schwung und die imponierende Kraft des deutschen Dichters. Auch im „Carolus Stuardus“ packt er tief in das Leben der Gegenwart und schafft das erste politische Stück unserer Literatur. In dem toll-barocken Scherzspiel „Horribilicribrifax“ hat er das lebendigste Bild des Soldaten jener Zeit festgehalten, den prahlerischen Haubegen mit seiner Sprachenmengerei, seiner unflätigen Ausgelassenheit und seiner rohen Gewalttätigkeit. Die reifste Blüte seiner Drama-tik aber, das einzige Stück, das auch heute noch ergreift und das Gustav Freytag mit Recht „das beste Lustspiel vor Lessing“ genannt hat, ist das Lebensrecht und empfindungs-garte Spiel „Die geliebte Dornrose“, das älteste Drama in schlesischem Dialekt, ein Werk von Gerhart Hauptmann'scher Heimatdichtung. Im tiefsten Elend der deutschen Kultur, in der unfruchtbaren Ode des verhängnisvollen Krieges schöpft hier ein echter Dichter Schönheit und Anmut aus jenem ewig sprudelnden, unvergleichlichen Born deutschen Wesens, aus den Tiefen des Volkes und seiner Dichtung.

Aus der Kriegszeit.

Der Weiberseind.

Als einst der erste Mensch erstand,
Ein Kunstwerk aus des Schöpfers Hand,
Herrscht er allein auf Erden.
Doch schämt er nicht dies hehre Glück —
Es sucht sein sehnlichstvoller Blick
Nach einem Erdgefährten.

Voll Mitleid sieht's des Schöpfers Herz,
Denn er begreift des Menschen Schmerz —
Beschlief, den Wunsch zu stillen.
Als Adam schläft und träumt zur Nacht,
Hat schnell der Herr sein Werk vollbracht,
Erfüllt des Adams Willen.

Hoch im Zenit die Sonne lacht! —
Als Adam endlich aufgewacht —
Quält wilder ihn sein Sehnen!
Doch wie er seitwärts lenkt den Blick,
Da lächelt hold, welch seliges Glück,
Die Erste aller Schönen!

Als Heim dem Paare überließ
Der Herr das schöne Paradies,
Und spricht dies Wort zu beiden:
Schent alles euch im weiten Raum —
Doch esset ihr von dort dem Baum,
Nicht ihr vom Ort hier scheiden!

O Glück! — Fohr wohl, wenn's teilt ein Weib!
Der Adam fühlt's am eigenen Leib,
Wie's liegt in tausend Scherben!
Gar arglos, wie der Mann nun ist —
Erlag er bald des Weibes List —
Und schnell das Verderben!

Von der Geschichte die Moral?
Gen Weiber sei wie Erz und Stahl!
Bleib kalt vor allen Dingen!
Fühst du des Amors Liebespfeil,
Schnell in der Flucht versuch dein Heil,
Laß dich nicht niedertingelt!

Denn: Adams Los entrinnst du nicht!
Die Holde, die dir Rosen sticht
Nur — bis zum Ehehafen,
Und die dir schien so sanft, so mild,
Schnell als Kantippe sich enthüllt,
Wenn du erst — ausgeschlafen!

Hal Hi!
Drum schuf uns Gott ein Paradies!
Wohin er nie ein Weibchen ließ!
Ein Paradies der Frauen!
Hier tönt Musik, hier tönt Gesang
Die ganze lange Front entlang,
So weit — von deutschen Frauen!

Der Herrgott schläft? Ach, glaubt es nicht!
Ich sag euch hier die Wahrheit schlicht:
Im Paradies der Frauen,
Da sind wir fern von Zank und Streit,
Wir leben in Gemütlichkeit —
Weil's hier geht ohne Frauen!

Georg Sad, ein Wiesbadener Kind, jetzt Batterie-
schuster in Feindesland, benützt seine Mußestunden zum
Dichten, nach dem Vorbild seines großen Kollegen Hans Sachs!

Ein Besuch bei den Kosaken. Da selbst in England die
Kosaken nicht gerade als ein besonders kultivierter Stamm
betrachtet werden, sucht der bei den russischen Armeen befind-
liche Kriegsberichterstatter der „Daily Mail“, Hamilton Hyde,
diese Ansicht durch die Schilderung eines Besuches beim Stabe
eines Kosaken-Regiments zu widerlegen: „Die unsinnige
Vorstellung“, versichert der Berichterstatter, „daß der Kosak
ein wilder Böfewicht sei, muß bekämpft werden. Im Durch-
schnitt unterscheiden die Kosaken sich durchaus nicht besonders
von den übrigen Russen. Sie sind im Gegenteil wie sanfte
Kinder, rührend einfach und träumerisch veranlagt, erfüllt
von zartester Liebe für die Poesie. Allerdings mag zuge-
geben werden, daß ihr Charakter leicht aufbrausend ist und

dies wohl hin und wieder zu kleinen besonderen Unterneh-
mungen führt, denen aber schnell wieder eine Veruhigung
und eine Rückkehr zur sanften Gemütsart folgt. Besonders
kennzeichnend für die Kosaken aber ist ihr außerordentlicher
Gang für Tanzvergügungen. Dies konnten wir bald fest-
stellen, nachdem wir in dem Dorf angelangt waren, in dem sich
der Kosakenstab befand, der uns zum Essen eingeladen hatte.
Während der Mahlzeit wurden zahlreiche Hochs auf die ver-
schiedenen Herrscher und Führer der Alliierten ausgebracht,
wobei die Kosaken im Chor merkwürdige rauhe Schreie aus-
stießen, die wie „Dorah“ oder „Mah“ klangen. Dabei brüllten
sie so laut, als es ihnen überhaupt möglich war. Dieser Lärm
erinnerte mich an das wilde, aufmunternde Geschrei der
amerikanischen Studenten bei ihren berühmten Fußballwettk-
ämpfen. Der Oberst selbst, ein kleiner, wie ein Kreisel be-
weglicher Mann, schrie's am allerlautesten, und zugleich spielte
er dabei sozusagen die Rolle eines Kapellmeisters. Dann er-
hob sich alles und schritt hin und her, bis jeder einzelne sein
Glas klirrend an das jedes anderen Teilnehmers gestoßen
hatte. Dann begannen die Soldaten und Offiziere zu tanzen.
Zuerst waren nur die Soldaten herumgesprungen, mit
wunderbar eleganten und leichten Bewegungen, bald aber
mengte sich ein Offizier nach dem anderen in ihre Schaar,
und schließlich tanzte alles, vom Oberst bis zum letzten
Offiziersdiener, bunt durcheinander. Ich für meine Person
war glücklich, daß die Sitte von uns Gästen nicht die gleiche
Anteilnahme verlangte, da ich kaum gewohnt hätte, wie ich mit
meinen Weinen diese außerordentlichen Schwierigkeiten über-
winden sollte. Sicherlich ist jeder, der dies liest, äußerst er-
staunt, da wir nicht gewöhnt sind, daß ein Oberst inmitten
seiner Soldaten sieberhaft das Tanzbein schwingt. Aber ich
hörte, daß dies der Disziplin bei den Kosaken-Regimenten
durchaus keinen Abbruch tut. Es erhöht ganz im Gegenteil
die Sicherheit der Herrschaft des Offiziers über seine Leute,
da die Kosaken nur demjenigen gehorchen, der ihre Volksart
sichtbar zu der seinen macht.“

Der arbeitslose „Mann in den besten Jahren“. Die an-
fänge so heißersehnte und dann so endlos belobte Heran-
ziehung der englischen Frauen zur Arbeit in den Munitions-
werkstätten und sonstigen Betrieben zeitigt nunmehr eine un-
erwartete und weinliche Folgeerscheinung. Wegen des großen
Andranges von Frauen und Mädchen, die die Gelegenheit
benützen, ihre Einkünfte zu vermehren, werden die leichteren
Arbeiten allgemein nur an Frauen abgegeben, und nur die
schwere körperliche Anstrengung erfordernde Tätigkeit ist den
Männern überlassen. Aus diesem Grunde aber finden plötz-
lich die Männer, die über die erste Jugend hinaus sind, über-
haupt keine Arbeit mehr. Wie aus einer Unzahl von Klagen
hervorgeht, ist heute in England der sog. „Mann in den besten
Jahren“ in zahllosen Fällen bitterer Not ausgezehrt, da die
Frauen ihm seine bisherigen Verdienstmöglichkeiten wegge-
nommen haben. So schreibt ein Arbeitsloser den „Daily
News“: „Seit Weihnachten hatte ich nur an zehn Tagen Ge-
legenheit zu arbeiten, und man erklärte mir immer wieder,
daß ich für die ganz schweren Arbeiten zu alt sei, die leicht-
eren aber den Frauen überlassen würden. Sicherlich ist die
Arbeitsfreudigkeit der Frauen zu loben, aber alles hat seine
Grenzen, und heute sind die Verhältnisse leider bereits so
weit gediehen, daß der Mann in den mittleren Jahren arbeits-
los umherstreifen muß. Leute wie ich sind hierdurch in eine
Lage versetzt worden, die um kein Haar besser ist als die der
von England so bemitleideten Belgier und Serben. Wenn
hier keine Abhilfe geschaffen wird — und es ist die allerhöchste
Zeit dazu —, werden alle englischen Arbeiter in den 40er
Jahren allmählich dem Elend preisgegeben sein.“

Krokolbilseife. Die neueste Erfindung dieser Zeit der
Erfahrungsmittel wird aus der französischen Kolonie Madagaskar
mitgeteilt. Wie das „Journal officiel de Madagascar“ be-
richtet, hat ein Chemiker des dortigen Generalgouvernements
den Plan vorgelegt, aus dem Fett der Krokolbilde Seife her-
zustellen. Diese Seife soll außerordentlich brauchbar sein und
sich besonders als Schmiermittel für Maschinen eignen. Die
ersten Versuche werden durch die Eisenbahngesellschaft von
Madagaskar angestellt. Aber auch in die Wohnungen der
französischen Weiblichkeit soll das Krokolbil in Seifenform ge-
langen, da eine Gesellschaft sich gegenwärtig damit beschäftigt,
die Seife durch Beigabe von Eukalyptusblättern wohlriechend
und somit gesellschaftsfähig zu machen.